

HANSER

Thomas Steinfeld

Der Arzt von San Michele

Axel Munthe und die Kunst, dem Leben einen Sinn zu geben

ISBN-10: 3-446-20844-5

ISBN-13: 978-3-446-20844-5

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20844-5>
sowie im Buchhandel

1.

Der Besucher betritt eine Insel

Dies ist die Geschichte von Axel Munthe, einem praktischen Arzt, der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in einer schwedischen Kleinstadt geboren wurde, sein

Leben jedoch zum größten Teil in Frankreich, England, Deutschland und vor allem in Italien verbrachte. Zu seinen Patienten gehörten

Fürstinnen, Minister,

Schauspielerinnen und Millionäre. In Erinnerung aber blieb er als Erbauer einer Villa auf der Insel Capri, die lange Zeit als eines der schönsten Häuser der Welt

galt, und als Autor eines Buches, in dem er, nun ein alter Mann, die Geschichte seines Lebens als Roman erzählt. »Das Buch von San Michele«, so der Titel dieses

Werkes, erschien im Jahr 1929 bei John Murray in London in einer Auflage von knapp 1300 Exemplaren. Dieses Werk, Traumbuch, abenteuerliche Lebenserinnerung und

Ratgeber zugleich, mußte bald in rasendem Tempo nachgedruckt werden, war schon Anfang der dreißiger Jahre in alle Weltsprachen übersetzt, ist in mindestens 25

Millionen Exemplaren verbreitet und wird noch heute verkauft.

Es ist ein schöner Morgen. Die Gischt blitzt in der Sonne, die Luft liegt licht und weich, und der Golf von Neapel ist so blau, als hätte eine Kinderhand in

Ultramarin gegriffen. Der Bug eines hölzernen Schiffes knirscht auf den Kieseln. Ein Entdecker landet auf der Insel, zack, mit einem Satz.

Rasch blickt der

hochgewachsene junge Mann sich um, fixiert die bunte Reihe

doppelstöckiger Häuser am Ufer, schaut nach oben zu der auf einer Anhöhe über dem Hafen liegenden Stadt

und zum Berg, der sich hinter der Stadt erhebt. Dann verharrt er plötzlich und starrt ins Unbestimmte – als wäre in der bunten

Umgebung, in der er angekommen war,

plötzlich etwas Besonderes, nur für ihn Bestimmtes erschienen, das ihn nun im Innersten getroffen hätte. Zu sehen aber ist nichts weiter als eine Horde Jungen, die

zwischen umgedrehten Booten spielt, und ein paar alte Fischer, die vor den Schuppen ihre Netze flicken. Jenseits der Landungsstelle steht ein halbes Dutzend gesattelter Esel. Oben aber, über der Stadt und über dem Meer, oben wartet vielleicht ein neues Leben.

Dieser Sprung, mit dem ein lungenkranker schwedischer Student im Spätherbst des Jahres 1876 so leichtfüßig über das Wasser setzt und zum erstenmal auf dem Kies von Capri landet, ist der Beginn einer langen Geschichte. Axel Munthe, fast blind, ein mürrischer, ungepflegter alter Mann, tippt sie mehr als fünfzig Jahre später auf englisch in eine tragbare Schreibmaschine der amerikanischen Firma Corona. In seiner Erinnerung verklärt sich der erste Eindruck von Capri zu einem Bild von überwältigender Schönheit, zu einem Genrebild mit blanken Bronzeleibern und roten phrygischen Fischermützen, wie es vor jenem leuchtenden Morgen schon oft gemalt und betrachtet worden ist. So beginnt das Abenteuer, das sein Leben gewesen sein soll: die Geschichte einer Eroberung, der Eroberung des Mittelmeers und des richtigen, des eigentlichen Lebens, die er nicht zuletzt stellvertretend für andere unternimmt.

Da wollte einer dem Norden entronnen sein, den dunklen Wäldern, dem fahlen Licht, dem Regen, der Armut, dem Schmutz, der Schärfe des Winters und der Unkenntlichkeit seiner Person. Da hatte es einer geschafft, in den Süden zu entkommen, begleitet vom triumphierenden Wissen darum, daß es Weltgegenden und Jahreszeiten gibt, in denen es nachmittags um fünf schon tiefe Nacht ist und man frierend nach Hause kommt, umwölkt vom eigenen Atem, und die Schuhe sind naß und von Schmutz bedeckt. Er, er aber muß dort nicht mehr leben. Einer, der für sein Leben umschlossen zu sein schien von den unwirtlichen Verhältnissen des Nordens, setzt sich ab ins Paradies und errichtet sein Haus darin. Und er tut es früh, noch als junger Mann. Das Buch, das Axel Munthe im Alter von zweiundsiebzig

Jahren schreibt, ist aber auch die Geschichte eines Mannes, der sich für einen Pionier hält, die halb autobiographische Erzählung eines Menschen, der in der Zersplitterung des Lebens eine stets gleiche Geste in immer neuen Anläufen versucht, eines Lebens, das sein eigenes Gesetz finden will, aber mit sicherem Instinkt genau das findet, was alle anderen schon wollen.

Unzählige Male ist diese Bewegung versucht worden, der weite, in einem Schwung zu vollziehende Bogen vom Norden in den Süden. In den meisten Fällen blieb es bei einer zittrigen und schließlich gebrochenen Linie, bei einem kurzen, schiefen Strich, einer Geschichte von enttäuschter Hoffnung, von unentschlossenem, von unzähligen Widernissen begleitetem Bleiben, von einer schmachvollen Rückkehr, erzwungen von Geldmangel, Zwietracht oder fortschreitender Gebrechlichkeit. Wenn wir diese Bogen sich krümmen sehen, wünschen wir, daß die Flucht gelinge, daß ein selbstgewähltes Exil sich als die bessere Heimat erweise. So kommt es, daß die eine Kurve, die vollendet wird, bis auf weiteres zumindest, die Phantasie von vielen ergreift und, in einem Akt der ideellen Teilhabe, ein schwärmerisches Forschen beginnt, das alles wissen will, über den glücklichen Menschen, seinen erwählten Ort und alles, was dazwischenliegt.

Das Herz, erzählt der alt gewordene Mann, habe damals, als er jung gewesen sei und zum erstenmal die Insel betreten habe, so hell und heftig zu klopfen begonnen, daß er kaum mehr habe reden können.

2.

Der Schwur des Doktor Munthe

Die knapp 10,4 Quadratkilometer große Felseninsel Capri liegt bei 40°30" nördlicher Breite sowie 14°13" östlicher Länge am Südeingang des Golfs von Neapel, siebzehn nautische Meilen von der Stadt entfernt. Die Insel ist etwas mehr als sechs Kilometer lang und zwischen 1,2 und 2,8 km breit, die

Küstenlänge beträgt rund 17 km.

Geologisch betrachtet, ist sie die Fortsetzung der nur fünf Kilometer entfernt gelegenen Halbinsel Sorrent. Sie ist zum überwiegenden Teil aus grau und blau

schimmernden Kalksedimenten aufgebaut, die starker Verkarstung ausgesetzt sind. Schroffe, von Höhlen durchsetzte Kalkwände bilden die Küstenlinie. Ganz im Südosten

ragen die Klippen der Faraglioni aus dem Wasser. Nur an zwei Stellen kann man per Boot anlanden. Dort sind im Lauf der Zeit bescheidene Sandstrände angespült worden.

Höchste Erhebung ist der 589 m hohe Monte Solaro, der mit seinen Nebengipfeln den größeren Westteil der Insel beherrscht. Natürliche Quellen gibt es auf der Insel

nicht. Bis vor wenigen Jahrzehnten war die Bevölkerung daher vom Regenwasser abhängig, das in Zisternen gesammelt wurde. Jetzt gibt es eine Wasserleitung, die Capri mit dem Festland verbindet.

Hochgewachsen und im roten Mantel steht plötzlich ein Herr neben dem verschwitzten jungen Mann, der vorhin vom Sorrentiner Boot gesprungen ist und sich jetzt,

nachdem er den halben Monte Solaro bis nach Anacapri, dem zweiten, höher gelegenen Ort der Insel, heraufgeklettert ist, an der Aussicht auf den Golf von Neapel

berauscht. Die ganze Bucht liegt ihm zu Füßen. In der Ferne wird sie gerahmt von den Inseln Ischia und Procida, dem damals noch hauptsächlich mit Pinien bestandenen

Hügel von Posilippo, der flimmernden grauweißen Linie von Neapel, dem Vesuv, der erst Jahrzehnte später aufhörte, beständig zu rauchen, der Sorrentiner Ebene im

Schutze des Monte Sant'Angelo und dem fernen, oft bis ins Frühjahr schneebedeckten Apennin. Eine Loge ist dieser hohe, wilde Felsen, die große Bucht ist das

Parterre. Die Welt liegt jenseits. Das Firmament spielt Dach in diesem Theater.

»Das will ich haben«, keucht der blasse, kurzsichtige und auch ein wenig dickliche Besucher. Mit einem Arm und einer ausgestreckten

Hand zieht er einen großen Bogen
um Land, Himmel und Wasser. »Hier will ich leben.« Er sagt es in
dieser Reihenfolge. Er ist ganz und gar Begehrlichkeit.
»Ja«, nickt der hochgewachsene Herr, »es soll dein sein.« Er klingt
wie der Verführer aus dem Evangelium des Matthäus. Dann zögert
er: »Auch wenn man hier nicht
einfach so einziehen kann. Oder ein Haus bauen. Hier sind schon
ganz andere gescheitert. Leute, von deren Größe du gar nichts ahnst.
Es sei denn ...« Er legt den Kopf
schief, macht einen krummen Rücken, reibt sich die Hände. »Es sei
denn«, flötet er nun, »du verzichtest ...«
Der junge Mann blickt auf. Ein Wind fährt durch die zerzausten
kleinen Pinien und nimmt einen Geruch von Harz und Nadeln mit.
Eine Grasmücke ruft. Der Versucher hebt
erst wieder an zu sprechen, als der Faden schon beinahe verloren zu
sein scheint. Ein guter Schauspieler: »Es sei denn, du verzichtest
darauf, dir in deinem Beruf
einen Namen zu machen.« Der junge Mann schaut verwirrt, er ist
schließlich erst achtzehn. Der teuflische Herr hingegen, das versteht
man sofort, muß im bürgerlichen
Zeitalter angekommen sein. Er trägt Zivil, und der rote Mantel wirkt
auf den zweiten Blick eher elegant als bedrohlich. Ein solcher Teufel
weiß, was ein Beruf ist,
was Ehrgeiz und was man aus beidem machen kann: die
bescheidenen Verhältnisse des Nordens verlassen, erst nach
Montpellier, dann nach Paris gehen zum Beispiel, Arzt
werden, schnell wie kein anderer, der jüngste promovierte Mediziner
in der Geschichte Frankreichs werden, und das als Ausländer, eine
Praxis eröffnen, sich die
Gesellschaft zu Füßen legen, vor allem die Frauen, möglicherweise
eine Professur erhalten. In den Romanen von Honoré de Balzac, nur
zwei, drei Jahrzehnte früher,
enden solche Karrieren damit, daß der Held eine gute Partie macht
und mit Titeln überschüttet wird.
»Worauf soll ich verzichten?« fragt der junge Mann, »was soll aus
mir werden?« Plötzlich wirkt er nervös. Jetzt ahnt er, daß er in dem

Handel der Unterlegene sein
wird. Denn die Erinnerung an den leibhaftigen Widersacher Gottes ist
im Jahr 1876 durchaus noch lebendig. Da existiert selbst unter
Weitgereisten,
Naturwissenschaftlern und schwedischen Protestanten eine
Vorstellung von Schwefelgeruch und Hinkfuß, von Verträgen, die
mit Blut unterzeichnet werden und am Ende
die Seele kosten müssen. Noch kann der Teufel ohne Ironie auftreten,
figürlich sein, sich spreizen, schwierig tun, eine Seele fordern. Erst
später wird, was an ihm
aus Geist bestand, von der Psychologie geborgen werden, und was an
ihm Körper war, wird dann in der Kiste mit den Kasperlefiguren
liegen. Aber jetzt gibt es ihn
noch, den Teufel, als Verspäteten, als Zitat seiner selbst. In seiner
Gesellschaft verwandelt sich der junge Mann in einen Erwählten.
Der hochgewachsene Herr macht jetzt doch ein bedrohliches Gesicht.
»Große Leute lebten hier«, sagt er mit tiefer Stimme und schaut auf
den blassen Abiturienten
herunter. »Menschen, die so groß waren, daß du von ihrer wahren
Größe keine Vorstellung haben kannst. Keiner kann in unserer Zeit
mehr eine Vorstellung von ihrer
Größe haben.« Er zeigt auf das östliche Ende von Capri, auf den der
Halbinsel von Sorrent gegenüberliegenden zweiten Berg. Auf seiner
Kuppe sind die Ruinen der Villa
Jovis zu sehen, die sich Kaiser Tiberius im dritten Jahrzehnt nach
Christus hatte errichten lassen. Sieben gewaltige Stockwerke hoch
soll dieser Bau gewesen sein,
ein Haus wie eine Stadt, mächtig, drohend, abweisend. »Timberio
cattivo«, »böser Tiberius« sei dieser Mann auf der Insel noch im
späten neunzehnten Jahrhundert
genannt worden, wird der alte Axel Munthe sagen. Für diesen Ruf
hätten aber nur Sueton und Tacitus gesorgt, die größten Kapazitäten
der antiken Geschichtsschreibung,
als sie der Nachwelt das Gerücht vom tückischen, häßlichen alten
Kaiser überlieferten, der sich aus Rom auf eine Insel zurückgezogen
hatte, um ungestört und

unbeobachtet seinen Lastern nachzugehen. Tatsächlich sei dieser zweifelhafte Ruhm der Preis gewesen, den der Teufel damals für ein Haus auf dieser Insel gefordert habe: ein Brandmal der Niedrigkeit auf seinem Namen für alle Zeiten. Dann ist der hochgewachsene Mann verschwunden. Wenn man den Teufel nicht kennt, existiert er nicht. Doch die Welt ist voller kleiner Teufel. Die meisten von ihnen geben sich nicht zu erkennen. Sie hausen im Wünschen, im Begehren, im Haben-Wollen. Solche Teufel sind Gestalten der eigenen Unzulänglichkeit, und zusammen betreiben sie eine Art Spedition der Wünsche für die Langsamen, die Lahmen, für die Tagträumer und schon halb Gescheiterten. Ein Pakt muß geschlossen werden, denn anderenfalls wird aus einem nichts mehr. Der Vertrag ist eine Krücke, er wird geschlossen, um Arme und Beine zu verlängern, weil man auf andere Weise nicht erreicht, was man hatte erreichen wollen. Die Teufel, die solche Pakte gewähren, sind Figuren aus dem Pfandhaus der Seelen. Man leiht sich von ihnen, was man braucht. So ein Teufel kann die Gewichte von Ohnmacht und Macht verschieben, er kann Bewegung in eine anderenfalls aussichtslose Sache bringen. Einen solchen Mephistopheles borgt sich Axel Munthe für seine Lebensgeschichte aus, verleiht ihr eine feste Gestalt und verwandelt sie in den zauberischen Grund seiner Auswanderung in den Süden. Denn er weiß, wie verlässlich der Böse als epische Figur ist. Aber er weiß auch, daß, wer im Jahr 1876 mit dem Teufel verhandelt haben will, auf Dauer eine zweifelhafte Figur sein wird.